Ethnogonie und Ethnogenese
Theoretisch-ethnologische und ideologiekritische Studie

Von *Wilhelm E. Mühlmann,* Heidelberg

1. Der Volksbegriff

Mein Thema ist das Verhältnis von Ethnogonie und Ethnogenese, d. h., es sollen die Vorstellungen über die Entstehung von „Völkern" mit den tatsächlichen ethnischen Aufbauvorgängen konfrontiert werden, soweit sie sich ethnohistorisch rekonstruieren lassen. Damit hängt unvermeidlich eine Analyse des Volksbegriffs zusammen. Ich ziehe dazu das Material der Ethnographie heran, nehme aber auch Bezug auf andere Disziplinen: die Linguistik, die antike Literaturgeschichte und die europäische Geistesgeschichte. Ich muß ausgiebig verweilen bei der Kategorie des sozialen Raumes (im Unterschied zum geographischen Raum) und muß auch eingehen auf die Fragen der Staatsbildung und der Territorialität. Dagegen kann ich mich nicht einlassen auf die antike Genese des Volksbegriffes in der Bibel und etwa in den patristischen Schriften. Ich erinnere bloß daran, daß der Begriff *Ethnos* (bzw. *Ethne* im Plural) früh in der Bedeutung von Heiden, Nichtchristen begegnet, und dieser Sprachgebrauch ist in gewisser Weise auch beibehalten worden. Denn die Ethnologie als Wissenschaft beschäftigt sich in der Hauptsache mit den heidnischen Gruppen der Menschheit, die keiner der sog. Hochreligionen (Christentum, Islam, Buddhismus) angehören. Statistisch erscheinen sie manchmal als „Animisten", Geistergläubige, obwohl dies gar nichts besagt, denn an Geister wird überall geglaubt; und die Einteilung stimmt auch nicht ganz, da es zahlreiche „Naturvölker" gibt, die sich bekenntnismäßig im Übergang zu einer der Hochreligionen befinden und mehr oder weniger christianisiert, islamisiert oder buddhisiert sind. „Im Übergang", das heißt, in der Tat ist alles im Fluß, heraklitisch gesprochen, und in gewisser Weise beschäftige ich mich dialektisch mit dem Verhältnis von „Sein" *(Ethnos)* und „Werden" *(Ethnogenese).*

Im Falle der Ethnologie wird der Fall allerdings problematisch durch eine Sprachverwirrung, die kaum zu überbieten ist. Zunächst international dadurch, daß *Volk, people, peuple* und andererseits *Nation, nation* (engl.), *nation* (franz.) teils synonym, teils unterschiedlich verwandt werden[1], dann aber vor allem dadurch,

[1] „Ethnie" habe ich selbst vor Jahrzehnten aufgenommen, und es hat sich durchgesetzt. Schon vorher hatte Širokogorov einfach das griechische „Ethnos" verwendet. – Auf die modernen Massendemo-

daß es als ausgemacht gilt, daß die Menschheit insgesamt sich aus „Völkern" bzw. „Nationen" zusammensetze, so daß man, wenn man die Menschheit im ganzen mit ihren Einteilungen beschreiben will, dies klarerweise unter dem Titel „Die Völker der Erde" zu geschehen habe. Dies nun versteht sich keineswegs von selbst. Nimmt man die intentionalen Selbstdeutungen und Selbsteinschätzungen der Menschheitspopulationen als maßgebendes Kriterium (und ich glaube, man muß das tun), dann bleibt der Begriff „Volk" zunächst einmal reserviert für das, was sich in Europa aus dem Zerfall des Römischen Reiches unter der Einwirkung des Christentums herausdifferenziert hat. Gehen wir über Europa hinaus, so treffen wir neben einigen problematischen Sonderfällen (osmanische Türken, US-Amerikaner, Japaner und vielleicht noch einige weitere) hundert- und tausendfach auf Populationen, auf die der Volksbegriff nur künstlich übertragen werden kann. Intentional stehen da ganz andere Kriterien für die Selbsteinschätzung im Vordergrund: die Sippe, der Stamm, der Klan, oft auch die Kaste oder gar die politische Partei und mitunter die Religionsgemeinschaft, auf die ich noch zu sprechen kommen werde. Natürlich kann man immer irgendwelche künstlichen Einteilungen vornehmen, zumeist auf Grund linguistischer, religiöser oder politischer Kriterien, oder man nimmt einfach die Grenzen ehemaliger Kolonialgebiete und erklärt deren demographischen Inhalt zu „Nationen", z. B. Nigeria oder Neuguinea mit seinen fünf- oder siebenhundert Sprachen und sog. „Stämmen".

Ich bin nicht durch ideologiegeschichtliche oder ideologiekritische Ansprüche dazu gekommen, den Begriff des Ethnos in Frage zu stellen, sondern durch eine quasi zufällige Entdeckung in der ethnographischen Literatur. Ich fand, daß die Assimilation allogener, ethnisch fremder Elemente unter „Naturvölkern" eine ganz beträchtliche Rolle spielt; es ist das, was in der europäischen Völkergeschichte als „Umvolkung" bezeichnet und beschrieben wird, also z. B. die „Eindeutschung" von Polen, die Magyarisierung von Deutschen, Kroaten u. a., die Russifizierung von Balten usf. Natürlich sind das nur analoge, nicht homologe Vorgänge. Während nämlich die „Umvolkung" oder der „Volkstumswechsel" in Europa mehr oder weniger von oben her politisch gesteuert oder mitgesteuert wurde, tritt in den ethnographisch belegbaren Fällen der Faktor des politischen Druckes in der Regel zurück oder fehlt gänzlich. Es gibt zweifellos so etwas wie einen „schleichenden", langsam sich vollziehenden Wechsel der ethnischen Zugehörigkeit, und es ist natürlich auch ein Unterschied, ob sich ein solcher in *einem* Menschenleben oder in Generationen vollzieht. Der makrosoziologische Vorgang, der Ethnos-Wechsel

kratien wende ich den Volksbegriff nicht an, sondern rede von „Demos". Ethnogene und demogene Assoziationen hat schon vor fast hundert Jahren der amerikanische Soziologe F. H. Giddings unterschieden („The Principles of Sociology", New York 1896, zit. n. d. 14. Aufl. 1914). Vgl. a. (ohne Kenntnis von Giddings) E. K. Francis, „Ethnos und Demos", Berlin 1965.

ganzer Gruppen, ist etwas anderes als der mikrosoziologische Prozeß beim Einzelnen; und dieser wiederum kann fast unbewußt vor sich gehen oder psychologisch das Gewicht einer religiösen Konversion haben. In der Regel reichen für die Erörterung derartiger Fragen die ethnographischen Quellen kaum aus. Vor allem aber liegt das Überraschende der Assimilation bei „Naturvölkern" in dem Kontrast zu ihrer ideologischen Abgeschlossenheit, dem sog. „Ethnozentrismus" – denn dieser springt unmittelbar in die Augen. Nachdrücklich hat diesen Ethnozentrismus der Amerikanist Konrad Theodor Preuss (einer meiner ethnologischen Lehrer) formuliert. Jeder Indianerstamm, den er auf seinen zahlreichen Reisen in Iberoamerika antraf, war davon überzeugt, daß er seinen eigenen mythischen Schöpfergott habe, der eigens für ihn und *nur* für ihn die ganze Welt erschaffen hatte, der diesen einen Stamm als das erste Menschenvolk ins Leben rief und ihm vor allen anderen seinen religiösen Kultus und alle Güter dieser Erde zu eigen gab.

Die ethnosoziologische Literatur hat schon vor Jahrzehnten festgestellt, daß die „Naturvölker" zwischen „Wir" und „Sie" scharf unterscheiden. Daß das Ethnikon oft schlichtweg „Menschen" bedeutet („Bantu", „Inuit" usw.), ist ebenfalls bekannt. Oft gilt nur die eigene Sprache als Menschensprache, alle anderen Sprachen sind nicht etwa *auch* Sprachen – solche Kasuistik liegt den Naturvölkern fern –, sondern tierische Laute oder einfach Mutismen. Dasselbe gilt für die Lebensweise, die Tracht und vor allem für die Küche. Fremde Versionen von Mythen und anderen Überlieferungen sind nicht etwa Varianten (so nennen nur *wir* sie), sondern Lügen oder schlechte Kopien des Richtigen. Das Weltbild ist also verengt; mit Recht reden wir von „Kirchturmshorizont" (frz. *esprit de clocher*, ital. *campanilismo*). Doch ist diese Einengung begleitet von einer Gefühlsexpansion, und diese Dialektik ist immer wieder zu beobachten.

Es sind aber Einstellungen, die bis weit in die sog. Hochkultur hineinreichen. Sie greifen begierig nach allen Zeugnissen, die sie zu bestätigen scheinen. Tacitus' „Germania", 1455 entdeckt, hat eine wichtige Rolle für die ethnozentrische Selbstbestätigung der Deutschen gespielt. Fichtes „Reden an die deutsche Nation", 1807–08, haben atavistisch ähnlich gewirkt, vor allem die Idee eines deutschen „Urvolks" und einer „Ursprache", sowie (bei Friedrich Ludwig Jahn) die Konzeption eines französischen und jüdischen Gegentypus, mit dem man sich nicht vermischen dürfe. Man konnte dabei an Tacitus' Formel „Unvermischt und nur sich selbst gleich" *(Tantum sui similis gens)* anknüpfen, doch diese These ist inzwischen ideologiekritisch zerstört worden, nachdem Eduard Norden nachgewiesen hat, daß es sich dabei um eine stehende Redensart der antiken ethnographischen Literatur handelt, die wahrscheinlich auf Poseidonios zurückgeht und u. a. auch auf Skythen und Ägypter angewandt wurde. Daß auch die Gleichsetzung der Germanen (als eines Sammelbegriffs für die rechtsrheinischen Stämme) mit dem späteren deutschen Volke nicht haltbar ist, brauche ich nicht zu erörtern. Trotzdem hat

noch in unserem Jahrhundert ein so kritischer Kopf wie RUDOLF BORCHARDT seine Übersetzung der „Germania" schlichtweg „Deutschland" betitelt. Daß dann diese Formel im Gegensatz steht zu den längst bekannten ethnohistorischen Tatsachen, ist eine Kenntnis, die gern verdrängt wird. Die Assimilation keltischer, friesischer, slawischer (und evtl. illyrischer und litobaltischer) Elemente durch das kolonisatorische Vordringen der christlichen Deutschen nach Osten ist eine historische Tatsache, die wissenschaftlich keine „Verdrängung" vertragen sollte. Ich lege besonderen Wert auf die Konsistenzlücke zwischen den historischen Tatsachen und der ethnogonischen Selbstdeutung – eine Konsistenzlücke, die ich für konstitutiv nehme für die Definition von „Ideologie". Die antike ethnographische Literatur taciteisch-poseidonischer Provenienz wird dadurch freilich in ein fahles Licht gerückt: Wenn eine stehende Floskel aus rhetorischen Gründen zur Charakteristik fremder Völker dienen darf, so ist das, was wir Heutigen „historisches Gewissen" nennen, noch nicht entwickelt – eben wegen der Prävalenz des Rhetorischen[2]. Etwas anders läge die Sache, wenn wir nachweisen könnten, daß die Formel *tantum sui similis gens* nicht auf literarischen Usus zurückgeht, sondern auf eine Selbstinterpretation der betreffenden „Völker" (Germanen, Skythen etc.), die den alten Autoren zu Ohren gekommen wäre. Es könnte ja sein, und es klingt fast so, aber ich traue dieser Hypothese doch nicht. Inzwischen tun wir gut, uns mehr auf die ethnographischen Quellen zu verlassen als auf die antike Literatur.

2. *Mechanismen der Assimilation: Makrosoziologischer Überblick*

Formlos geht's bei der Assimilation Fremder nicht zu. Formlos geht kaum etwas bei „Naturvölkern". Ist doch die gesamte Existenz prekär, alle Übergänge sind kritisch. Sie müssen rituell gesteuert werden. Der Übergang in ein anderes Ethnos ist zeitlich gesehen ein langsamer Prozeß. Rituell aber wird er als ein Sprung vollzogen, wie jeder Initiationsakt: Gestern noch warst du ein Kind, heute bist du erwachsen; analog: gestern noch warst du A, heute bist du B.

Ich fühle mich berechtigt, von „Mechanismen" der Assimilation zu sprechen. Denn den Ritualen haftet ja unzweifelhat etwas Mechanisches an. Die Modi sind:

a) Förmliche Adoption (Jukagiren, Dahuren, Tungusen) in einen fremden Klan. Es können ganze Klans adoptiert werden, durch Opfer an den obersten Klan-Geist. Die korporative Adoption bezeichne ich als Arrogation. Sie kommt so häufig vor, daß sich stabile ethnische Einheiten kaum bilden können.

[2] Die antike Rhetorik stammt bekanntlich aus dem Plädoyer vor Gericht, in dem es auf das Überreden ankam bzw. auf das Beweisenwollen, nicht auf den tatsächlichen Beweis.

b) Ersatz-Adoption. Bei den Marind-anim (Süd-Irian) werden Kinder aus fremden Gruppen geraubt und adoptiert. Bei den Irokesen und Algonkin gab es Ersatz-Adoption Kriegsgefangener zum Ausgleich für die eigenen Verluste; der Gedanke war beherrschend, daß der quantitative Bestand der Gruppe gleich bleiben müsse.

c) Ablösung der Blutrache durch Adoption Fremder. Es wird der Blutschuldige adoptiert zum Ausgleich für den Verlust eines eigenen Gruppenmitglieds (Balkan, Kaukasus). Nach der Atalyk-Sitte berührt der Schuldige die Brust der Frau des Ermordeten mit den Lippen und symbolisiert so „Milchverwandtschaft" *(atalyk). Homogalaktes,* d.h. von derselben Mutter gestillte Kinder, wurden *homoioi,* Genossen (Longus, Daphnis und Chloe, III. Tl.).

Die Inkorporation Fremder kann nicht nur dem quantitativen Ersatz der Gruppe dienen, sondern auch zur Machtanreicherung ausgebaut werden, durch zahlenmäßige Vermehrung der Gruppe. Das ist eine soziale (und politische) Erfindung, die nur selten gemacht worden ist. Die Waikuru im Gran Chaco übten solche Arrogation in solchem Maße, daß sie sich schließlich ethnohistorisch aus den verschiedensten Stämmen zusammensetzten.

Durch die Ritualisierung gerät die Adoption Fremder auch nicht in Gegensatz zu der These der Unvermischtheit; denn das Ritual fingiert das Fremde zum Eigenen. Man kann sich auf den Standpunkt stellen, dies sei der Selbstbetrug der Ideologie.

d) Ein Sonderfall der Vermehrung der Gruppe liegt in der integrativen Bedeutung der Exogamie. Für weite Gebiete Sibiriens gilt, daß der Klan bzw. die exogame Gens für die Angehörigen wichtiger ist als der „Stamm" bzw. das „Ethnos" bzw. die Sprachzugehörigkeit. Das Prinzip, esogame Hälften als exogame Partner anzugliedern, ist weit verbreitet. Schwächere Klans werden gern Partner von stärkeren. Der Verlust der eigenen Sprache[3] und eigener Kulturgüter wird dabei inkaufgenommen; die Tragweite des Vorgangs wird auch von Anfang an kaum überblickt, und die Assimilation erfolgt ja faktisch auch nicht ruckweise; der Gesichtspunkt, exogame Heiratspartner zu beschaffen, ist wichtiger als alles andere. So kann die Exogamie u.U. direkt zu einem politischen Mittel für den stärkeren Partner werden, um exogame Splittergruppen fremder Herkunft anzugliedern, z.B. bei mehreren Sudan- und Bantustämmen (typisch bei den Mangbetu im Nordkongo). Es konnte dahin kommen, daß Frauen regelmäßig aus angegliederten Stämmen genommen wurden. Daraus entwickelte sich schließlich eine förmliche Heiratspolitik, die auf Machtausweitung per Exogamieprinzip fußte.

[3] Mehrsprachigkeit ist aber unter den Eingeborenen Sibiriens weit verbreitet.

3. *Die „Gastvölker"*

Ein Spezialfall ist die „Arabisierung", d. h. die Übertragung der arabischen Sprache konkomitant mit der islamischen Religion auf andere Bevölkerungen (Ägypter, Berber, Haussa u. a.). Präziser kennen wir solche Vorgänge von den ehemaligen Beduinen in Palästina, Transjordanien und auf der Sinai-Halbinsel. Hier handelte es sich um den Anschluß nicht-beduinischer Populationen an einen Beduinen-Stamm, als „Metöken", Handwerker-Sippen mit verachtetem Gewerbe (Schmiede, Schausteller, Musikanten u. dgl.). MAX WEBER hat diese Gruppen „Gastvölker" genannt. Verwandt sind die Zigeuner, ursprünglich ein indisches „Gastvolk", mit seinen schmutzigen, scheinbar geistlosen und mechanischen Arbeiten, dazu aber das Tanzen, Musizieren, Magie, Gaukelei, Wahrsagen. Das griechische Banausentum *(bánausos)* paßt sprachlich und sachlich hierher. Charakteristisch ist, daß man alle diese Künste als Ausübung und „Arbeitsvorgänge" mitsamt den Künstlern, die sie zustandebringen, verachtet, das Endprodukt der Arbeit aber hochschätzt und keinesfalls entbehren mag. Diese Ambivalenz ist typisch. Das Banausentum wird akzeptiert, da es Leute betrifft, die man für eine unentbehrliche Produktion braucht und gewissermaßen „auf Distanz" an sich bindet, auch räumlich, am Rande der Siedlung (typisch in Indien): eine Art Metökie, die aber auch in förmliche Inkorporation übergehen kann (abermals Indien, allmähliche „Hinduisierung" von Gastvölkern durch äußerliche Übernahme der Hindu-Götter usw.). Man muß jedenfalls diese „Gastvölker" im Zusammenhang mit ihren „Wirtsvölkern" sehen, sonst begeht man methodisch eine falsche Isolation des wissenschaftlichen Gegenstandes, wie es in Afrika passiert ist, wo man die Pygmäen früher falsch isoliert hat unter dem Vorurteil, ein „Urvolk" herauszudestillieren. In Wahrheit leben sie aber in Symbiose mit den benachbarten Negerstämmen, und die Interaktion, zumal auf wirtschaftlichem Gebiet, mit diesen Negern muß systematisch in Rechnung gestellt werden. Dies gilt auch für andere Kleinwüchsige, wie die Wedda auf Ceylon in ihrem Verhältnis zu den Singhalesen, die Zwergstämme in Malaya in ihrem Verhältnis zu den Malaien u. a. m. In allen diesen Fällen haben wir verschiedene Abstufungen der Metökie.

Bei den Arabern kann man solche Abstufungen verfolgen vom Fernhalten der Fremden bis zu förmlicher Eingliederung. Es gibt Fälle, wo der Übergang ins Arabertum plus Islamisierung wenigstens nach außen hin so vollständig ist, daß die historisch Inkorporierten für uns Außenstehende schlichtweg als Araber figurieren, wie etwa die Berber in Nordafrika, wo erst die genauere Untersuchung zeigt, daß die Moschee die ehemalige Männerhalle fortsetzt, usw. Ich würde nicht wagen, in solchen Fällen von ethnischer „Pseudomorphose" zu sprechen, es ist einer der berühmten Fälle, wo unsere Befunde aporetisch werden.

Bei Beduinenstämmen in Transjordanien konnte die Assimilation Fremder so weit gehen, daß deren Kopfzahl am Ende größer war als die des Wirtsstammes. Zunächst behalten die Angegliederten noch ihren alten Namen und ihre alte Genealogie, diese aber wird auf die Dauer um- und in die Genealogie des Wirtsstammes hineinkonstruiert, d. h. sie wird für unsere Begriffe gefälscht. (Ich unterlasse zu untersuchen, ob auch Fälschungen in unseren Genealogien vorkommen; auch das bleibe aporetisch.) Die offiziellen Stammbäume bei den Beduinen kennen jedenfalls nur die einfache Filiation, diese aber macht nur so etwas wie einen „Grundstock" sichtbar, eine Art von „Traditionskompanie" (BRÄUNLICH). Ich vermute, daß dies auch ein Modus ist, der das exzessive Wachstum des Arabertums (und des Islams) in den ersten Jahrhunderten nach der Stiftung Mohammeds in verhältnismäßig kurzer Frist erklären kann, besonders dann, wenn assimilierte Gruppen so mächtig und selbstbewußt werden, daß sie ihrerseits damit anfangen, Schwächere als Metöken an sich zu binden. Der Prozeß läuft dann weiter als eine Art „Schneeballsystem". Der Witz der Sache steckt in der Diskrepanz zwischen dem einlinigen Stammbaum und den tatsächlichen ethnogenetischen Abfolgen; Ideologie und Wirklichkeit klaffen auseinander, aber die Ideologie entfaltet eine weitaus größere Gewalt als unsere aufdröselnde wissenschaftliche Richtigstellung. Die Menschen leben eben mit der Lüge leichter als mit der Wahrheit, besonders dann, wenn die Lüge sich als Wahrheit geriert.

4. *Die Pseudo-Völker der Linguistik*

Ich habe von der Arabisierung gesprochen und komme jetzt auf andere Vorgänge, die als große Wachstumsprozesse beschrieben werden: Die Indogermanisierung, die Sanskritisierung, die Bantuisierung in Afrika, die Quechuisierung in Südamerika u. a. m. Kennzeichnend ist, daß sie alle den Prozeß einer Grammatik ankündigen, ein Werden und Wachsen. Es ist eine Frage, ob diese Kategorisierung nicht trügerisch ist und unter „eleatischen" Gesichtspunkten ganz anders aussehen würde, aber das ist ein philosophisches Problem, über das ich selbst noch nicht ins Klare gekommen bin. Das Zweite ist, daß hier lauter linguistische Begriffe an die Stelle einer ethnischen Terminologie treten; damit kommen wir in das Gehege der Linguisten. Es läßt sich nicht vermeiden, sie, die Linguisten, sind selbst schuld daran, haben sie doch lange genug von indogermanischen „Völkern" usw. geredet, nicht nur von „Sprachen". Ich möchte zudem, einen Gedanken von ORTEGA Y GASSET aufgreifend, die Frage stellen, ob die Ausbreitung des Indogermanischen nicht auch als eine Entfernung von der Ausgangsbasis aufgefaßt werden könnte, also als so etwas wie ein Schwundprozeß.

Doch versuchen wir zunächst einmal, den Gedanken des Wachstums durchzuspielen. Dieses erscheint in der Tat als imponierend. Ich habe von einem Schneeballsystem gesprochen, und weitere Bilder bieten sich an: „Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu", oder „Wer hat, dem wird gegeben werden": suggestive Metaphern, die natürlich keine Erklärung bieten. Ein großer Teil der Schwierigkeiten ist eben dadurch entstanden, daß man ganze „Völker" (nicht immer expressiv, aber als Gedankenmuster) mit „Sprachgemeinschaften" gleichgesetzt hat („die" Indogermanen usw.), und daß man zweitens diesem Komplex auch eine gemeinsame „Rasse" zugeschrieben hat („arisch" bei H. S. Chamberlain u. a.). Diese Eskamotagen sind ja heute terminologisch überwunden, ob aber immer auch als nachwirkende Denkdisposition? Aber schon das Ausweichen vom Volksbegriff auf den Begriff der „Sprachgemeinschaft" führt in eine Falle. Denn was hier „Sprachgemeinschaft" genannt wird, ist jedenfalls nicht Gemeinschaft im Sinne der Soziologie, sondern bedeutet nichts anderes als „die Gesamtheit der ein bestimmtes Idiom Redenden", ein statistisches Kollektiv. Dies gilt nicht nur für einen Oberbegriff wie „Indogermanen", sondern auch für die Unter-Klassifikationen „Germanen", „Kelten", „Italiker" usw. Ein Beispiel ist die Illyrier-Forschung des hochverdienten Indogermanisten Hans Krahe. Aus der Verbreitung des Ethnikons „Veneter" (und seiner Verwandten) hat Krahe eine Ausbreitung „der" Illyrier in vorgeschichtlicher Zeit auf Grund der Orts- und Gewässernamen erschlossen: von der Weichselgegend in Ostmitteleuropa über Istrien (Venedig!) bis zu den Venetern in der Bretagne, über die Julius Caesar berichtet (Bell. Gall. III 12). Doch gerade die Ableitung des „Volksnamens" der Veneter aus einem indogermanischen Idiotikon **uenetos,* „geliebt", verweist nicht auf ein Ethnikon, sondern auf einen Gentilnamen, und dieses gentile Prinzip scheint mir entscheidend zu sein. Von der jüngeren Eisenzeit ab werden uns der Schamanismus, die Schmiedekunst, die wandernden Venediger (Gerhart Hauptmann, „Und Pippa tanzt", dazu die Venediger-Fragmente), z. T. in Pfahlbauten sich festsetzend (Danziger Bucht, Venedig, Bretagne) greifbar als transethnische Elemente, die von wandernden Gentes oder Sippen über weite Räume verbreitet wurden. Krahe war auf dem richtigen Wege, nur wurde ihm durch die linguistische Terminologie eine Klarheit über die realen Vorgänge ferngehalten (Briefwechsel 1948).

Wir sollten dahin gelangen, den Volksbegriff aus der Vorgeschichtsforschung zu verbannen. Terminologie ist nicht gleichgültig, falsche Termini verleiten auch unwillkürlich zu falschem Denken. Die Vermischung und Verwischung von linguistischer und ethnischer Klassifikation sollte wissenschaftlich genau so unmöglich werden wie seinerzeit die Eskamotage von linguistischen und anthropologischen Termini („arische" Rasse etc.).

5. *Dialektik von Wachstum und Schwund*

Die Energetik des linguistischen Wachstumsprozesses ist nicht sichtbar zu machen ohne die Vorstellung einer assimilativen Ausbreitung. Eine fremde Sprache wird von anderen aufgenommen, aber nicht nur das, sie wird von diesen auch weitergetragen. „Assimilierte" werden ihrerseits zu „Assimilanten". Eine Aporie liegt dennoch darin; denn warum, so kann man fragen, haben sich immer wieder allogene Elemente von diesem Prozeß erfassen lassen? Wie kommt es zu dieser quasi geometrischen Progression? Welche „Potenz", oder wie man es nennen soll, steckt darin? Wie steht es um die innere Gewalt der „indogermanischen Grammatik"? Oder sollen wir umgekehrt, dem zitierten Wort Ortegas folgend, diesen Prozeß nicht als ein „Wachstum" auffassen, sondern als eine Entfernung von der Ausgangsbasis? Das wäre also kein Wachstum, sondern im Gegenteil so etwas wie ein Schwundprozeß. Inwiefern sind z.B. die Singhalesen noch „Indogermanen"? Oder die Tocharer? Immer wird man sich darüber ins Klare kommen müssen, wie weit die linguistische Denkweise trägt, bis zu welchem Punkte, und dann nicht mehr. Die Orts- und Gewässernamenforschung scheint einen gewissen topographischen Realismus zu offenbaren, der zu historischer Interpretation reizt. Doch von einem bestimmten Punkte an wird diese zu einer Falle.

Entsprechendes gilt für andere Vorgänge, die in der Regel als Wachstums- oder Ausdehnungsprozesse beschrieben werden: die Arabisierung, die Bantuisierung, das Wachstum der Tupí-Guaraní, der Aruak und der Quechua in Südamerika. Je mehr sich über diese Prozesse aus ethnographischer Detailforschung sagen und an Anschauungskraft gewinnen läßt, um so besser. Die Ethnographie könnte auf diese Weise sogar dazu dienen, die Findungen der Orts- und Gewässernamenforschung zu amplifizieren, d. h. zu zeigen, was alles möglich ist und berücksichtigt werden muß.

Die Ausbreitung der Slawen in Osteuropa durch die Assimilation von Balten und Finno-Ugriern, wie sie Vasmer seinerzeit auf Grund einer Erforschung der Orts- und Gewässernamen festgestellt hat, ist ein einschlägiger Fall. Besonders interessant ist dabei die „gestaffelte Assimilation" in Ostrußland und Westsibirien. Vasmer konnte u. a. nachweisen, daß die Ostslawen bei ihrem kolonisatorischen Vordringen lappische Gewässernamen in fennisierter Form übernommen haben, was ich geneigt bin zu interpretieren durch eine karelische Zwischenstaffel im Prozeß der Assimilation. Die vordringende ostslawische Kolonisation wirkte als ethnischer Druck auch auf Wolga-Bulgaren, Tataren und finno-ugrischen Merja, Tscheremissen, Wotjaken und Syrjänen, und wurde von den letzteren auf die Jurak-Samojeden fortgesetzt. Während im 19. Jahrhundert die Jurak-Samojeden unter dem Druck der Syrjänen das Syrjänische als Verkehrssprache übernahmen, fingen die Syrjänen ihrerseits bereits damit an, das Russische als Verkehrssprache

zu benutzen: beginnende Assimilation in Staffeln. Die Übernahme einer fremden Sprache als *lingua franca* scheint überhaupt ein Medium zu sein, das den Übergang in eine fremde Sprachgemeinschaft bewerkstelligt. Erinnert sei bloß an die Ausbreitung des Vulgärlateinischen als Lagersprache in dem von Cäsar eroberten Gallien, wodurch dort das keltische Idiom zur Gänze verschwunden ist; ebenso an den Fall Rumäniens, wo einhundertsechzig Jahre römischer Besetzung ausgereicht haben, um die romanische Sprache als Lagersprache an die Stelle des älteren Dakischen und Getischen zu setzen, die als Sprachen restlos verschwunden sind. Vielleicht kann uns diese „galoppierende Schwindsucht" einer älteren Identität *einen* Erklärungsmodus bieten für die Schnelligkeit der Ausbreitung „des" Indogermanischen und anderer beherrschender Idiome. In allen diesen Fällen folgt unsere Darstellungsweise der Wachstumskategorie der Linguisten.

6. *Theorie der limitischen Struktur: Mikrosoziologie*

In unserer Deutung von „Völkern" und „Völkergrenzen" gehen wir unwillkürlich vom Territorialprinzip als einer Selbstverständlichkeit aus. Eine kurze Besinnung jedoch erinnert uns, daß das Prinzip des sog. Flächenstaates eine historische Erwerbung auf europäischem Boden ist. Die Forderung des Westfälischen Friedens von 1648 *cuius regio eius religio* konnte erst dann herrschend werden, als dem Begriff der *regio* eine entscheidende Bedeutung beigemessen und dieser Begriff in die Jurisdiktion eines absoluten Monarchen gestellt worden war. Das bezog sich zunächst noch nicht auf die ethnischen Einheiten – bekanntlich verhielt sich die Peuplierungs-Politik etwa Friedrichs d. Gr. irrelevant gegen die ethnische Herkunft –; aber seit dem 19. Jahrhundert verbindet sich das Regionalprinzip mit der Idee eines „geschlossenen Volksbodens", d. h. die Region soll nach Möglichkeit von einer ethnisch einheitlichen Bevölkerung so lückenlos wie möglich erfüllt sein; fremde Einsprengungen im eigenen Gebiet gelten quasi als Schönheitsfehler, wenn nicht als Schwären. Der Weg zur Intoleranz gegen solche Einsprengungen ist dann nicht weit.

Unser Problem ist aber hier ein anderes. Es liegt darin, daß wir vollständig scheitern, wenn wir versuchen, den Gegenstand der Ethnologie, die „Naturvölker", nach territorialen Gesichtspunkten zu gruppieren. Die ethnologischen Atlanten (etwa von BERGHAUS im 19. Jahrhundert) zeigen ein Chaos. Die Gemengelage läßt sich eben kartographisch schlecht festlegen. Wer je auf ethnographischem Boden gewandert ist, etwa im „Goldenen Dreieck", dem Grenzgebiet zwischen Thailand, Burma und China, mit seinen oft von Dorf zu Dorf wechselnden ethnischen Einheiten, Akha, Lisu, Lahu, Miao, Yao, Karen u. a., verschieden in Sprache, Tracht,

Lebensgewohnheiten usf., erfährt das Scheitern des Territorialprinzips aus erster Hand. Eine Grenze ist gleichwohl da, aber wie stellt sie sich dar?

Ich führe hier den Begriff der *limitischen Struktur* ein. Eine Grenze ist offensichtlich vorhanden, aber sie muß nicht (jedenfalls nicht in der Hauptsache) durch den „Boden" markiert werden. Sie bestimmt sich vielmehr durch den Menschen selbst, der zum Träger von „Grenzzeichen" wird[4]. Diese Grenze markiert sich durch Tätowiermuster, Körperbemalung, Körperdeformationen, Schmuck, Tracht, Sprache, Küche, Lebenshaltung, in Summa: durch die „Kultur" als Sachbesitz, Überlieferungen, Mythen usw. (Erinnert sei an die Schottenmuster, die ja auch Klanabzeichen sind.) Matten, Sarongmuster, auch Waffen in ihrer Formgestaltung können „Grenzen" markieren, sogar Gesänge und Tänze. Das alles ist nicht bloß „da", es grenzt auch ab gegen die „Anderen", ist mit Vorzugs- und Überlegenheitsbegriffen, Ideologien markierend verbunden. Für den Grenzbegriff der Naturvölker ist diese Markierung (vgl. lat. *margo*) viel wichtiger als eine etwa auch bestehende Abgrenzung der Felder – die *auch* vorhanden sein kann, aber zu etwas Umfassenderem, in die Existenz des Menschen Greifenden gehört, eben eine „limitische Struktur". Man hat früher von „Ethnozentrizität" gesprochen, ein Begriff, der die limitische Struktur impliziert, aber nicht präzisiert. Die limitische Struktur grenzt im idealtypischen Fall die „Kultur" nicht als *eine* Form der Lebenshaltung ab gegen andere Formen, die auch als „Kulturen" gelten könnten, sondern sie involviert „Kultur" schlechthin als die eigene, d. h. als gültigen Kosmos, demgegenüber alle anderen „Kulturen" als eigentlich untermenschlich gelten. „Andere Kulturen" sind sie nur für den Kulturforscher, mit seinem breiteren kasuistischen Überblick, nicht jedoch für den Eingeborenen. Erst allmählich und mühsam wird gelernt, daß das „Andere" auch Menschenähnlichkeit hat.

Mit den strukturellen Momenten, die die Grenze markieren, wird ursprünglich auch der Begriff eines „geistigen Eigentums" verknüpft. Die Muster dürfen von keiner allogenen Gruppe nachgeahmt werden. Die territoriale Analogie dazu ist die Unüberschreitbarkeit der Territorialgrenze bzw. die gelegentlich anzutreffende Eskamotage des souveränen Gebiets durch den Eigentumsbegriff. Die Terminologie kann da u. U. schwierig werden, weil den Staatsrechtslehrern in der Regel der Begriff des sozialen Raumes ungewohnt ist. Unter dieser Kategorie wird ja der Mensch selber in seinem Exterieur mitsamt dem, was „an ihm hängt und zu ihm gehört", *festgemacht* als Angehöriger einer bestimmten Gruppe. Wie das möglich ist, wenn die Grenze *bodenvage* ist, wird einsichtig auf Grund der äußersten Eifersucht, mit der die Gruppe die Unverletzlichkeit dieser Grenze überwacht.

[4] Das ist ontologisch zu verstehen im Sinne des *peras* („Grenze") bei Anaximander. „Grenze haben heißt Sein" (W. SCHADEWALDT, „Die Anfänge der Philosophie bei den Griechen", Frankfurt/M. ²1979, S. 120, 237). In diesem Sinne *sind* die ethnischen Gebilde nicht Abstrakta, sondern real.

Die Nachahmung fremder Muster der Tätowierung, der Muster von Matten oder Sarongs, sogar von „eigens" erfundenen Liedern und Tänzen durch Fremde gilt als Sakrileg im echten Sinne: die Grenze, auch die „bodenvage", ist *heilig*.

Nun gibt es Fälle, wo die soziale Limitierung mit dem Territorialprinzip in Konflikt gerät, vorzüglich dann, wenn ein moderner Staat die Gemengelage überschichtet und mit seinen Ordnungsvorstellungen auf „klare Verhältnisse" drängt, wie *er* sie versteht, d. h. territorial. Die in Gemengelage sitzenden Sozialgruppen versuchen natürlich, ihren Zusammenhang über die Grenzen im physischen Raum hinweg zu wahren. Aber diesem Bestreben ist in der Regel kein Dauererfolg beschieden. In Kaukasien etwa konnte das einzelne, schwer zugängliche Dorf, ursprünglich demographisch zusammengesetzt aus verschiedenen Verwandtschaftsgruppen, allmählich identisch werden mit der politisch souveränen Gemeinde; dann ist u. U. schon auf der gegenüberliegenden Talseite das „feindliche Ausland", und daß auch *dort* gentile Verwandte saßen, wurde allmählich vergessen. Die politische Gruppierung wird hier maßgebend, der soziale Raum ist nicht länger die entscheidende Kategorie. Ein limitischer Strukturwandel hat die Einstellungen radikal verändert.

Und das mit weitreichenden Folgen. Wir erleben diese heute in den Ländern, die auf Grund kolonialer Beeinflussung die europäische Nationalidee übernommen haben, mitsamt dem Souveränitätsgedanken, die aber traditionell noch gebunden sind an die überwiegend soziale Gruppierung von „Religionskolonien". Dies gilt zumal für die mehr oder weniger hochkulturellen Religionskolonien Asiens, die mitunter von den ethnischen Gliederungen so schwer zu unterscheiden sind. Für die Koinzidenz von Ethnos und Religion ist dann konstitutiv der Faktor der Fanatisierung, der in aller Religion parat liegt und besonders im Milieu der Gemengelage virulent wird, wo – etwa bei Muslimen und Hindus in Indien – das Anderssein der verhaßten fremden Ritualien tagtäglich in die Augen beißt und zu einer verkrampften Überbetonung der eigenen limitischen Symbole führt (ähnlich schon im spätrömischen Reich mit seinen Religionskriegen zwischen Heiden und Christen, den Christenverfolgungen unter heidnischen, den Heidenverfolgungen unter christlichen Kaisern). Und nun dazu, als fremder Import, die westliche Nationalidee, die gerade noch gefehlt hat, um ein Produkt von höchster Explosionsgewalt zu erzeugen. In diesem Import aber steckt ja auch der Territorialgedanke. Das ist die Wurzel der sog. „Partition" in Vorderindien und der Geburt des verhaßten Dualismus von Indien und Pakistan. In keiner der alten Propagandaschriften aus der Jinnah-Zeit bin ich einer Überlegung habhaft geworden, die diesen Voraussetzungen Rechnung getragen hätte. Also Partition! Wie schafft man die, wie schafft man die Gemengelage aus der Welt? Durch „Entmischung". Die Effekte sind bekannt. Millionen Menschen wurden auf die Wanderschaft gezwungen, und Hunderttausende sind durch die dabei entfesselten Verfolgungen umgekommen; die

genaue Zahl ist nicht bekannt. Das sind die Folgen des „National"-Gedankens bei der Übertragung auf Populationen, die im sozialen Raum siedeln und denen der Begriff des „geschlossenen Volksbodens" von Haus aus fremd ist. Weder Jinnah noch Ambedkar haben sich diese Konsequenzen vorstellen können.

Die Idee der ethnischen Einheitlichkeit, verbunden mit der Idee des „geschlossenen Volksbodens", ist auch für zahlreiche andere Katastrophen der Nachkriegszeit verantwortlich; sie ist die Quelle vieler Verfolgungen, Vertreibungen und sog. „Umsiedlungen". Die Soziologin Elisabeth Pfeil ist wohl eine der ersten, die diesen Prozeß als typisch ins Auge gefaßt hat („Der Flüchtling", 1948). Damals konnte man noch wähnen, diese „Entmischungs"-Hysterie sei eine sozialpathologische Erscheinung der Nachkriegszeit, inzwischen sind die Flüchtlinge zu einer konstanten Erscheinung in allen Erdteilen geworden: Bangladesh, Bihar, Vietnam, Zentralamerika, in besonderem Maße Afrika (Sudan, Tschad, Angola usw.). Mit dem Flüchtlingswesen teils verbunden, teils unverbunden tritt eine Erscheinung auf, die als Separatismus oder Sezessionismus oder mindestens als Autonomismus virulent zu werden begann. Ich habe vor etwa fünfzehn Jahren den Separatismus der Jurassier in der Schweiz als Dissertation behandeln lassen (H. P. Henecka, „Die jurassischen Separatisten"); inzwischen gibt es auch in Europa zahlreiche weitere Beispiele, die nach soziologischer Erhellung geradezu schreien: Bretagne, Langue d'Oc (Okzitanien), Baskenland, Andalusien, Korsika. In Belgien, in Jugoslawien bemerken wir Zerfallserscheinungen. Dazu kommen die Fälle, in denen der nationale Sezessionismus entbrennt auf einem Boden, wo die Idee des Territorialstaates ursprünglich fremd ist: charakteristisch bei den Sikhs in Indien, die man auf der ganzen Halbinsel sporadisch antrifft, die aber jetzt ihren eigenen „Territorialstaat" haben wollen. Oft knüpfen solche Bestrebungen an künstliche Territorialgrenzen an, die von europäischen Kolonialmächten seinerzeit wie mit dem Lineal gezogen wurden, im 19. Jahrhundert in Afrika, aber schon früher in Südamerika, und die ein linguistisch ganz anders gestaltetes Land künstlich durchschnitten haben. (Im mittleren Osten sind die Kurden ein prägnantes Beispiel für ein Ethnos, das sich nach drei Seiten mit Staatsgrenzen überschneidet.) Aber aus den Ethnien, die unter dem Einfluß der europäischen Nationalidee bei einigen Intellektuellen die neuen Ideologien übernommen haben, werden dadurch noch keine „Nationen", auch wenn sie sich so nennen und ihre Sondergestalt auf dieser Grundlage durchsetzen wollen.

Wir erhalten eine Art von Dreischichtung:

„Nationalismus"	↑
Nation	Richtung der Ideologisierung
Ethnos	

Für die jüngsten Erscheinungen (Separatismus usw.) reserviere ich also den Anspruch auf den Begriff der Nation: den Anspruch, der als solcher noch nicht die Nation realisiert und daher ideologisch bleibt, auch wenn Sitz und Stimme in den *United Nations* errungen sind. Denn es gibt keine Kriterien, um diesem Anspruch seine Autorisierung zu versagen. Die Grenze zwischen dem Anspruch, eine Nation zu *sein* (und nicht bloß zu arrogieren) und der basalen Rechtfertigung dieses Anspruchs ist fließend. (Auch Abstimmungen darüber sind manipulierbar.) Es steht also nichts im Wege, theoretisch, die Anzahl der *United Nations* auf unserem Globus bis ins Unendliche zu vermehren.

7. Ethnos und Staatsbildung

Das alles sind moderne Gewaltsamkeiten. Der Vorgang der echten Staatsbildung spielt sich in frühhistorischer Zeit anders ab, in einer Epoche, die noch nicht durch die „Nationalidee" vergiftet ist; er liegt *vor* der Zeit, als die Idee der Nationalität in das Problem hineinspielen konnte.

Die limitische Struktur ist jetzt dadurch gekennzeichnet, daß die ethnische Herkunft in ihr unwichtig wird.

Ich gehe aus von den älteren Theorien der Staatsbildung (Friedrich Ratzel, Franz Oppenheimer, Alexander Rüstow), daß Staatsbildung zustandekomme durch Eroberung, ethnische Überlagerung und Herrschaftsbildung. Diese Gedankengänge haben sich als falsch herausgestellt. Ihr zufolge waren ursprünglich nomadische Hirten erobernd über seßhafte Bevölkerungen hergefallen, hatten sie unterworfen und eine „Klassenschichtung" hergestellt, in der sie selber den ethnischen Adel bildeten, die Unterworfenen aber hörig wurden. Die gesellschaftliche Schichtung schließt sich also an die ethnische an, geht aus ihr hervor. Zu dieser Theorie gibt es einwandfreie Gegeninstanzen: Als nächstliegendes Beispiel wäre die Entstehung des deutschen Ritteradels aus der Schicht der Dienstmannen, also Ministerialen, rein endogen, im „ethnisch homogenen Milieu" (Schumpeter) zu erwähnen. Aber es gibt ethnologisch schlagendere Antithesen. Die nomadischen Überlagerer sind nämlich gar nicht in sich sozial homogen, sondern in sich bereits sozial geschichtet, sie entwickeln die Prinzipien der Herrschaft also nicht erst aus der Überlagerungssituation über Fremde, sie bringen sie bereits mit. Damit ist das Problem nur zurückgeschoben. Nach unseren heutigen Kenntnissen sind die nomadischen Viehzüchter aus seßhaften Bauernkulturen herausgesiebt worden, mit denen sie aber weiter in den vielfältigsten Austauschbeziehungen (vor allem auf ökonomischem Gebiet) stehen. Sie sind ein Ausscheidungsprodukt marginaler bäuerlicher Regionen, ein Produkt von „tangentialer Spezialisierung" (Owen Lattimore). Auf Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen (vgl. „Rassen, Ethnien,

Kulturen" S. 270ff.). Die „Grenze" zwischen Nomadismus und höherer Kultur erweist sich als mehr oder weniger illusorisch, wie auch die berühmte chinesische Mauer; sie wird ständig durchlöchert, durchstoßen, vor allem aber *umspielt* von marginalen Prozessen und Institutionen. Was getrennt ist und getrennt werden und bleiben soll, befindet sich tatsächlich im Austausch und bildet Zwischenphänomene. Die limitische Struktur ist hier flächenhaft, bildet keine starre Scheide, sondern eine Übergangs- und Wechselwirkungszone. Für unser Problem sind dabei wichtig zwei neue Gebilde: der Grenzkordon und der Grenzfeudalismus. Beispiele für den Grenzkordon sind die chinesische Mauer, der römische Limes, die Ukraine (*kraina* = „Grenze") mit ihrer ausgesiebten Zwischenbevölkerung; dazu die „Quasie-Ethnien" der Kosaken, Uskoken, Szekler, der Monguor in Kansu. Der Grenzkordon ist strategisch ein Versuch des etablierten Staates, fremde nomadische Invasionen zu unterlaufen und aufzufangen; doch ethnohistorisch ist er ein Gemisch, mit Elementen von hüben und drüben. Es kommt nur darauf an, ob diese Elemente für eine Schutzfunktion geeignet sind, und es kommt *nicht* darauf an, woher sie stammen. Sie basieren auf überethnischen Loyalitäten. Ich habe diesen Typus seinerzeit auch unter dem Titel *colluvies gentium* beschrieben, der aber doch etwas anders gelagert ist. Es sind ethnos-artige Gebilde, die einen eigenen Namen erhalten, z.B. in Dalmatien die Uskoken, entstanden aus der *colluvies gentium* freiheitsdurstiger Flüchtlinge, Gefolgsleute und Piraten verschiedenster Stammesherkunft, ein sog. Asylvolk. Entsprechendes gilt für die Kosaken: Bauern, die vor der Leibeigenschaft geflüchtet waren, an der unteren Wolga, am Ural, an Don und Dnjestr, dazu nomadische Elemente aus der Steppe (Kasachen namengebend für Kosaken). Auch die Byzantiner hatten einen solchen Grenzkordon gegen türkische Stämme („Rassen, Ethnien, Kulturen" S. 277). Die Uskoken, die Szekler (Markwächter gegen die Walachen, aber selbst z.T. walachischer Herkunft, daneben magyarischer und slawischer); in Kansu die Monguor, bei denen namengebend ein mongolisches Element ist, dazu türkische, tibetische und chinesische Herkunftselemente. Bei uns sei noch hingewiesen auf den Ausdruck „Mark" und „Markgraf", der auf die Funktionen des Grenzkordons hinweist. In allen diesen Fällen ist die Grenze nicht starr linear fixiert, sondern eine bewegliche Austauschzone. Es kann auch, wie in China, eine Art Gentry entstehen, ein feudaler Kleinadel. Die gentilen Bindungen verlieren also ihre Bedeutung, es entstehen persönliche Loyalitätsbeziehungen. Wir konstatieren einen Übergang vom Geblütsadel zum Dienstadel (Ostafrika, Bakitara, Banyankole), anknüpfend an – zunächst – ökonomische Austauschbeziehungen (Viehprodukte gegen Feldbauprodukte). Neben den Verwandtenanhang der Hirtenhäuptlinge tritt ein Stand von persönlich verpflichteten Emporkömmlingen („Ministerialen") aus *beiden* Ausgangsethnien: Hirten und Feldbauer. Kennzeichnend ist das Feudalsystem bei Attila (nach Altheim): Neben den ethnischen Adel der Hunnen tritt allmählich der Stand der

sog. *Logades* (Priskos: „Erkorene")[5], eine Siebungsgruppe persönlich verdienter und mit Gütern belohnter Vasallen, ethnisch eben nicht nur Hunnen, sondern auch Goten, Alanen, Römer, Griechen. Wir sehen, daß hier mit dem Begriffe der ethnischen Überlagerung nichts anzufangen ist für die Entstehung von Herrschaft und Staat. Im Gegenteil: Das „Ethnische" muß sogar unwichtig werden, wenn Herrschaft zustandekommen soll. Die körperlichen und kulturellen Grenzzeichen haben hier völlig ihre ehemalige Bedeutung eingebüßt. Hier gilt, nach dem Wort des Paulus „weder Jude noch Grieche ..." Die Indifferenz gegen die ethnische Herkunft ist für die Gefolgschaftsbildung sogar eine Voraussetzung, und somit die Voraussetzung für die Entstehung herrschaftlicher Gebilde. Im Effekt haben wir für die makroskopische historische Darstellung dann das Auseinanderklaffen der ethnischen und der politischen Terminologie: In der Schlacht auf den katalaunischen Gefilden (451 n. Chr.) kämpften politisch Römer gegen Hunnen, ethnisch dagegen in der Hauptsache Germanen gegen Germanen.

8. *Ethnos und Religion*

Über „Religionsvölker" hatte ich bereits einiges gesagt. Ich beleuchte noch kurz das Verhältnis von Ethnos und Religion systematisch.

Wichtig sind die sozialpsychologischen Fragen der Gesinnung, eine Kategorie, die sowohl für das religiöse Bekenntnis also auch für die ethnische Zugehörigkeit wichtig ist, insbesondere für die „Echtheit" von Zugehörigkeitsbekenntnissen.

Es kommt vor, daß Personen bei der Frage nach ihrer ethnischen Zugehörigkeit falsche Angaben machen. Es kann sein, daß sie selbst es nicht besser wissen oder daß sie bei ihrer Antwort Rücksicht auf die wahrscheinlichen Erwartungen des Befragenden nehmen. „Was will er gerne hören?" oder „Welche Antwort ist für mich, den Befragten, günstig?" So nennen Papua in Südneuguinea auf die Befragung durch den Ethnographen einen anderen, angeseheneren Stamm als ethnisches Idiotikon. Syrjänen erklären sich für Russen, Mandschu für Chinesen, Tungusen für Jakuten. Man will für etwas scheinbar Besseres gehalten werden als man ist, und so fälscht man seine Identität. Dergleichen kommt auch bei uns vor in bezug auf die soziale Position.

Viele kleine Stämme reden nicht nur ihr eigenes Idiom, sondern verstehen oder reden sogar in einem ethnisch heterogenen Milieu die Sprache des in ihrer Region dominierenden Ethnos. Eventuell kann Zweisprachigkeit eine Indikation sein für den Prozeß des endgültigen Übergangs in ein anderes Ethnos. Erwischt der For-

[5] Der Terminus bringt den Siebungscharakter trefflich zum Ausdruck: *λογάδην*, „auserlesen", selegiert, um dann neu zusammengesetzt zu werden.

scher ein solches Übergangsstadium, so kann er etwa beim Entwurf einer ethnologischen Karte in seinem Gebiet irregeführt werden; er petrifiziert vielleicht einen Schwebezustand zu einem endgültigen Zustand mit „festen" nationalen Grenzen.

Es gibt durchaus so etwas wie eine ethnische Mimikry, wobei wir nicht immer wissen: Ist das nun ein Übergangsstadium von einer Metamorphose zu endgültiger Assimilation an ein fremdes, überlegenes Ethnos, oder ist es bloß eine situative Pseudomorphose, ein arrogierter Status, der aufgegeben wird, sobald der neugierige Befrager den Rücken gekehrt hat. Von Samojeden in Sibirien wird berichtet, daß sie schleunigst die Ikone in der Ecke aufstellen, wenn eine russische Autoritätsperson sich nähert, sie aber sofort entfernen, sobald der Fremde den Rücken gekehrt hat. Darin liegt nicht nur Heuchelei, sondern auch höfliche Rücksichtnahme.

Eine gewichtige Rolle spielen bei dergleichen Metamorphosen bzw. Pseudomorphosen die großen Religionen. So wissen wir z. B. aus den britischen Census-Untersuchungen in Indien (z. B. 1921 und 1931), daß bei den animistischen Stämmen im Zentralgebiet eine wachsende Tendenz sich bemerkbar machte, den Rang von Hindu-Kasten in Anspruch zu nehmen. Das weist nicht immer und nicht notwendig auf einen Übergang in die Hindu-Gesellschaft (auf der Basis niederster Kaste) hin, der *auch* vorkommt, es kann auch ein bloßes Wunschbild anzeigen oder eine opportunistische Schein-Erhöhung. Jedenfalls besteht ein Bedürfnis nach „Aufstiegsassimilation", wie ich es früher genannt habe, der Drang nach einer vermeintlich besseren und höheren sozialen Einstufung durch den Übergang in ein angeseheneres Ethnos. Das rituelle Tun, die rituelle Geste, so entscheidend wichtig in Indien, sind dabei maßgebend. Es genügt zumeist die äußerliche Verehrung der Hindu-Götter. Ich sage äußerlich, aber ich bin mir nicht sicher, wie weit die rituelle Geste bloß als „äußerlich" aufgefaßt werden darf. Die äußere Gebärde kann sozusagen nach innen wachsen. Ich denke an ein Beispiel, das der französische Schriftsteller Alain (Emile Chartier) bringt: Ein Junge hebt einen Stein vom Boden, um ihn auf einen verhaßten Kameraden zu werfen; da fällt ihm plötzlich ein, was er im Katechismus gelernt hat; er beschreibt mit dem erhobenen Stein das Zeichen des Kreuzes und läßt ihn dann fallen. Was ist hier „äußerlich"? Ich habe kein sicheres Kriterium, um die nur offenbare Metamorphose von der inneren Motivation zu trennen. Das scheint mir für die Psychologie der Konversion nicht ganz unwesentlich zu sein. Die „Echtheit" der Gesinnung ist eines der schwierigsten Probleme der Psychologie.

Es kann aber die Gebärde auch erzwungen werden, und dann ist der Fall eindeutig. Orthodoxe russische Geistliche (in der Zarenzeit) haben Eingeborene Sibiriens einfach in einen Fluß hineingetrieben, um sie auf diese Weise zu taufen. Da können wir wohl sagen, es war Pseudomorphose. Denn so schnell ist das Heidentum nicht „abzuwaschen". Gravierender ist der Fall des islamische *Ketman* in Tadschikistan (ähnliche Erscheinungen gab es auch auf dem Balkan unter der früheren türkischen

Herrschaft). Unter *Ketman* versteht man eine gesinnungsmäßige Doppelbödigkeit oder Doppelzüngigkeit, eine Technik des gewandten Umkippens in eine vermeintlich erforderliche Fremdrolle, um einen Mächtigen über die eigene Identität zu täuschen. Man gibt sich als fanatischen Muslim aus, gehört aber bei genauerer Inspektion irgendeiner heidnischen Gruppe an. Anscheinend gedeiht diese Haltung besonders in einem Milieu des religiös-ethnischen Synkretismus, in welchen altorientalische Kulte, Chaldäisches, Syrisches, iranischer Dualismus, Jüdisches, Mandäisches in verschiedenen bunten Ablagerungen neben dem schiitischen und sunnitischen Islam liegen. Dazu kommt, daß alle diese Gruppierungen sich nicht immer nach territorialen Prinzipien gliedern, sondern nach sozialen, sie befinden sich also in Gemengelage, kaleidoskopartig über die Karte verstreut. Entscheidend aber ist, wer in einem bestimmten Gebiet herrscht, denn dieser bestimmt das Gefälle der nach außen hin bekundeten, oft nur zur Schau getragenen Gesinnung. Es kann durchaus vorkommen, daß eine Gemeinde sich nach außen hin als eifrig praktizierende Mosleme zu erkennen gibt, heimlich aber sind die Leute Christen: also *Ketman*-Einstellung. Dergleichen Fälle sind aber nicht dem Islam eigentümlich, es gab sie schon vor-islamisch bei gewissen gnostizistischen Gruppen, z. B. (nach Döllinger) bei den Paulikianern. Da werden z. B. die Sendboten des Glaubens angewiesen, jedesmal die Rolle zu spielen, welche der Gesinnung und Neigung dessen, den sie gerade bearbeiten, am besten zusagte. Ich versage es mir, dieses Thema auszuspinnen.

Man möchte vielleicht einwenden, hier handele es sich ja um Religion, und nicht um Ethnos. Aber die Grenze zwischen beiden Phänomenen ist oft schwer zu ziehen, und die Psychologie ist die gleiche. Man könnte ein neues Kapitel zu Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" hinzufügen: „der Einfluß der Religion auf die ethnischen Konfigurationen", oder so ähnlich. Man müßte da besonders auf die Rolle der Bewußtseinsspaltungen im religiös und ethnisch heterogenen Milieu eingehen, und vor allem auf das virtuos gehandhabte *Ketman* und die außerordentlich schwierigen Fragen der Selbstentfremdung unter starkem psychisch-politischem Druck, auf die Fragen des *brain washing* usw. Das aber ist doch schon ein anderes Thema, und heiße Eisen anzufassen ist nicht jedermanns Sache.

Literatur

Kasuistik ist in diesem Vortrag nicht aufgeführt. Sie findet sich (längst nicht vollständig) in folgenden Werken:

WILHELM E. MÜHLMANN: Homo Creator. Abhandlungen zur Soziologie, Anthropologie und Ethnologie. Wiesbaden 1962 (Harrassowitz). Abschn. IV: Stämme und Völker. S. 301–358.

WILHELM E. MÜHLMANN: Rassen, Ethnien, Kulturen. Moderne Ethnologie. Neuwied 1964 (Luchterhand). S. 135 ff., 173 ff., 194 ff.

Im Text ferner zitiert:

FRANZ ALTHEIM: Geschichte der Hunnen. 5 Bde., Berlin 1959–62 (de Gruyter).

H. BERGHAUS: Atlas der Völkerkunde. 1852, 2. Aufl. 1892.

E. BRÄUNLICH: Beiträge zur Gesellschaftsordnung der arabischen Beduinenstämme. Islamica 6, 1933–34, 68–111.182–229.

H. P. HENECKA: Die jurassischen Separatisten. (Studia Ethnologica Bd. 3). Meisenheim 1972 (A. Hain).

HANS KRAHE: Der Anteil der Illyrier an der Indogermanisierung Europas. Die Welt als Geschichte 6, 1940, 54–73.

ELISABETH PFEIL: Der Flüchtling. Hamburg 1948 (H. v. Hugo).

MAX VASMER: Beiträge zur historischen Völkerkunde Osteuropas. Sitz-Ber. Pr. Ak. d. Wissensch., Phil.-Hist. Kl. 1932, 1934, 1935, 1936. 4 Hefte.

MAX WEBER: Ges. Aufs. z. Religionssoziologie. Bde. II und III. Tübingen 1922–23 (J. C. B. Mohr).